

So wird sie aussehen, die Inklusive Universitätsschule Köln (IUS) – Entwurf des Architekten-Büros Schilling, Gewinner des Architektur-Wettbewerbs.



Inklusion mit Anlauf

Inklusion braucht ein didaktisches Konzept, eine Haltung und passende Lernorte. In mittlerweile drei Büchern hat Prof. Kersten Reich sich ausführlich mit diesen und anderen Aspekten von Inklusion befasst. Praxis Schule hat ihn in Köln besucht.

Ein Gespenst geht um in Deutschland ... die Inklusion

K. REICH: Viele Eltern drängen auf das Gymnasium und haben Angst vor Gesamtschule oder eben Schulen „darunter“. Und viele haben auch Angst vor der Inklusion, weil sie fürchten, dass ihre Kinder dann nicht mehr konkurrenzfähig genug seien. Das ist allerdings eine Einschätzung, die typisch für Deutschland ist und so international nicht beobachtet werden kann. Denn dort überwiegen die Ganzheitsschulsysteme von der ersten bis zur zehnten Klasse und nicht eine sehr frühe Selektion, wie wir sie in Deutschland kennen. Die Trennung findet also sehr viel später und dann weniger stark trennend statt. Und daher fällt es diesen Ländern sehr viel leichter, Inklusion zu betreiben.

Widerspricht unser Schulsystem nicht eigentlich vom Grundsatz her einem inklusiven Ansatz?

K. REICH: Aus dem Blickwinkel eines Skandinavers oder Kanadiers würde ich sofort zustimmen. Ich höre auf internationalen Konferenzen immer wieder, dass das deutsche Schulsystem eigentlich von Grund auf durch den rigiden Selektionsansatz der Inklusionsidee widerspricht. Und das ist auch sicherlich richtig. In der Grundschule gelingt Inklusion noch am besten, da-

nach fragen sich die inklusiven Klassen: Wo sollen wir hin? Und dann bleibt eigentlich letztlich nur die Gesamtschule. Konzepte, die von Klasse eins bis dreizehn gehen oder so etwas wie die Evangelische Gemeinschaftsschule in Berlin wären günstiger. Also ohne diese selektive Spaltung nach der vierten oder nach der sechsten Klasse. Und die Gymnasien sind natürlich per se, zumindest von der Idee her, auf „Elitebildung“ fixiert – letztlich eine falsche Botschaft für die Inklusion. In Köln gehen allerdings bereits jetzt schon 50 Prozent eines Jahrgangs aufs Gymnasium. Die Gymnasien, die sich der Inklusion viel langsamer öffnen, werden sich ihr öffnen müssen, je größer die Kohorte wird, die das Gymnasium besucht. Positiv Richtung Inklusion steuern besonders die Gesamtschulen, die schon viel länger eine heterogene Schülerschaft betreuen. Wie sich diese beiden Systeme einmal annähern können, ist sehr schwer vorherzusehen. Aber die Gesamtschule muss ihre Vorteile in der Inklusion auch immer wieder beweisen. Die Gesamtschulen werden dann stärker, wenn sie tatsächlich heterogen werden. Damit meine ich, dass es auch in ausreichendem Maße sehr leistungsstarke Schüler an Gesamtschulen geben muss, um Heterogenität herzustellen und einen Zugeffekt nach oben zu haben.

Heterogenität, ein positives Ziel ... aber mit welcher Didaktik?

K. REICH: Inklusion braucht neue Lernformate. Und sie braucht dabei zunächst ein Lernformat, das durchgehend vorhanden sein muss. Das ist das Selbstlernzentrum, manche nennen es Lernlandschaft, andere nennen es Lernbüro oder Lernwerkstatt. Ein Lernformat also, in dem Schüler in der Lage sind, eigenständig, selbstwirksam, mit kontinuierlichem, unmittelbarem Feedback an einem Lernmaterial zu lernen, das nach Niveaustufen aufgeteilt ist; wo es Kompetenzraster gibt und wo Schüler wissen, welche Kompetenzen sie erreichen können. Das muss für sie sehr transparent vorliegen. Und es setzt eine hohe Motivation auch der Lehrkräfte voraus. Selbstlernen ist nicht gleichbedeutend mit „Ich überlasse den Schüler sich selbst.“ Sondern in einer ständigen fordernden Betreuung wird eine persönliche Exzellenz, wie wir sagen, angestrebt. Und diese persönliche Exzellenz ist genauso einmalig, wie das Individuum einmalig ist. Dieses Format sollte mindestens 30 Prozent der Lernzeit in der Schule einnehmen. Ich kann etliche Gesamtschulen aufzählen, an denen das erfolgreich praktiziert wird. Und es gibt einige darunter, die schneiden in Schulleistungstests deutlich besser ab als Gymnasien in Deutschland. Diesem Sog werden sich auch die Gymnasien auf Dauer nicht entziehen können. Sie werden ihre Lernformate anpassen müssen, und damit entstehen auch Chancen für die Inklusion.

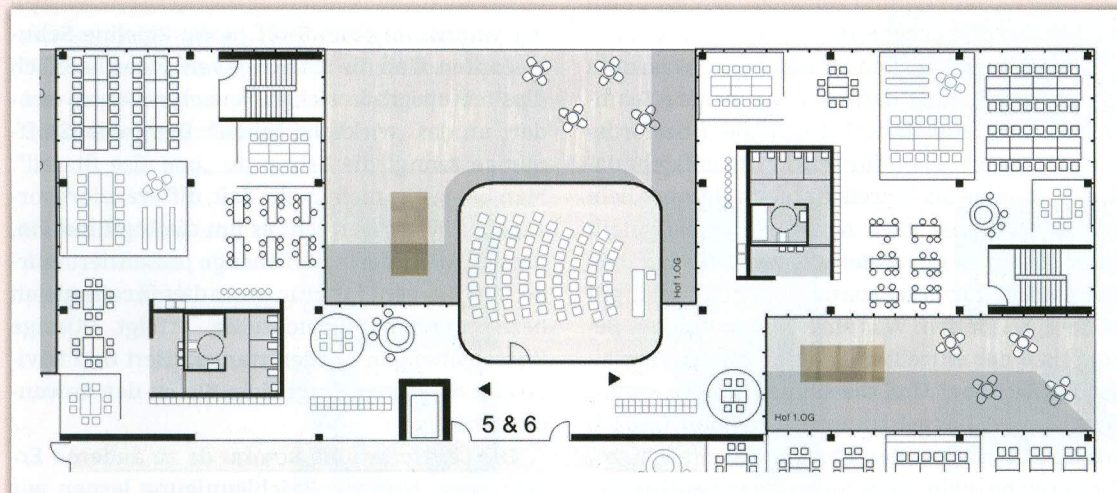
Woher nehmen Sie Ihren Optimismus?

K. REICH: Der Optimismus entsteht vor allem aus den internationalen Erfahrungen. Wenn wir mal die deutsche Provinz verlassen und in den internationalen Raum gehen, dann erkennen wir, dass andere Länder günstigere Ausgangsbedingungen hatten. Sie sind nicht durch das gegliederte Schulsystem vorbelastet, sondern haben seit jeher sogenannte „comprehensive schools“, in denen alle zusammengefasst sind. In diesen gemeinsamen Schulen, die über acht, neun oder zehn Schuljahre gehen, ist Inklusion möglich.

Man kann ja grundsätzlich niemanden nach unten abschieben, weil es kein „unten“ mehr gibt, es gibt auch kein „oben“ mehr. Als Lehrkraft gilt es, alle Schüler in so einer Kohorte zu halten und zumindest Integration zu betreiben. Was die Inklusion betrifft: Man hat in solchen Systemen früher nach und nach einzelne Sonderklassen mit Förderbedarf gebildet und hat diese dann immer mehr in die Regelklassen inkludiert – ein weltweit zu beobachtendes Herangehen. Es gibt mittlerweile Studien, die sagen, dass die begabten und hochbegabten Kinder darunter nicht leiden, sondern insbesondere vom Peer-to-Peer-Lernen profitieren. Andererseits erreichen weltweit inklusive Schüler viel höhere Schulabschlüsse, als sie in Deutschland je erreicht wurden, weil die persönliche Exzellenz im Fokus steht. Diese recht markanten Eckdaten der Bildung zeigen doch, dass mit unserem System etwas falsch ist.

Die Haltung der Pädagogen zur Inklusion an den Schulen ist eher ambivalent und die Rahmenbedingungen sind nicht gerade günstig ...

K. REICH: In Deutschland haben wir eine hohe methodische Autonomie der Lehrkraft und der Schulleitung. Aber es bedarf natürlich eines aufrechten Ganges und, sagen wir mal, einer soziologischen Fantasie, die es versteht, die Systemebenen neu zu deuten und auch neu zu planen. Der Feind dieser Freiheit ist die Gewohnheit. Der Feind sitzt also im eigenen Kopf, und man dramatisiert oft nicht nur tatsächliche Hindernisse, sondern den gesamten Alltag. Es gibt aber in der Tat einzelne Hindernisse durch das Schulrecht, die es schwierig machen, eine Reform zuzulassen: zum Beispiel das Beurteilungssystem, also die Pflicht, Noten zu geben. Ein Kind mit geistigen Einschränkungen kann ich nicht in eine Rangfolge mit einem hochbegabten Kind stellen, das macht keinen Sinn. Also muss ich das Kind mit den Einschränkungen in einer anderen Rangfolge sehen. Auch das lässt sich im Beurteilungssystem lösen. Weltweit wird eigentlich gerade in einem inklusiven System die verbale Beurteilung favorisiert, und diese sollte individuell ausge-



IUS-Innenansicht: Multifunktionsräume für mehrere Klassen statt Klassenräumen.

legt sein. Dennoch werden in nächster Zeit Noten nicht vollständig verschwinden. Man muss auch hier sehr nüchtern sagen: Verbale Beurteilungen gelten bis zur neunten Klasse, danach beginnt in fast allen Ländern die Notengebung. Denn dann naht der Arbeitsmarkt und da kommt doch wieder der Rangvergleich. Ich denke, dass Menschen, die sehr starke Einschränkungen haben, auch hier einen Sonderraum und eine eigene Überleitung in den Arbeitsmarkt benötigen.

Was empfehlen Sie einer Schulleitung zum Thema Inklusion? „Pakt an der Stelle an und macht euch auf den Weg und sucht dann die passenden Hilfen dazu.“ Aber was sind so die Punkte, wo ...?

K. REICH: Mein Rat: Versucht euch in der inklusiven Didaktik. Da wäre das „Praxisbuch der Inklusion“, das ich Schulleitern empfehle, um aus der internationalen Erfahrung zu lernen. Für mich ist die inklusive Didaktik immer eine Schulentwicklungsdidaktik. Ich glaube, unser Verständnis von Didaktik muss sich grundlegend verändern. Nicht immer nur: Wie plane ich einen Unterricht? Wie bereite ich ihn vor und wie lässt er sich dann beurteilen? Sondern: Wie sind die Rahmenbedingungen organisiert? Inklusiv Didaktik bedeutet ein Umdenken in Richtung Schulentwicklung. Und Schulentwicklung bedeutet: Ich muss als Schulleitung bestimmte Eckdaten setzen, die zur Inklusion dazu gehören. Das beginnt mit dem Ganztags. Es sollte grundsätzlich ein gebundener Ganztags sein. Nur dann besteht die Chance, die Studententafel so einzurichten, dass so etwas wie ein Lernbüro oder eine Lernlandschaft möglich ist. Dass dieses Selbstlernen auch tatsächlich umfassend stattfindet, dass genug Rhythmisierung reinkommt, dass es kein langweiliger Tag wird. Aber dass man eben mehr Zeit zur Verfügung hat! Denn Inklusion braucht Zeit, mehr Zeit als der herkömmliche Frontalunterricht, ganz klar.

Die Hauptfrage für mich, wenn ich Schulleitung wäre: Wie bekomme ich eine heterogene Gruppe hin? Also nehmen wir mal an, ich habe eine Gesamtschule in einem sozialen Brennpunkt. Wie bekomme ich jetzt auch Anmeldungen von gymnasialempfohlenen Schülern? Wie kann ich den Anteil erhöhen? Wie kann ich die Attraktivität erhöhen?

Ein anderer Baustein ist das Team. Was kann ich als Schulleitung dafür tun, damit eine Teamentwicklung stattfindet? Denn die Überforderung in der Inklusion für Lehrkräfte entsteht dadurch, dass sie als Einzelkämpfer agieren. Allein das Lernmaterial nach Niveaustufen aufgeteilt darzustellen ist ein anderes System als das „one size fits all“ für den Frontalunterricht. Jetzt gilt es herauszufinden: Was sind die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Schüler, die ich in meiner Klasse habe? Und die sich auch noch verändern können. Das geht nur noch im Team. Und ich brauche in bestimmten Phasen „Teamteaching“. Erfolgreiche inklusive Schulen legen zwei bis drei

Klassen zusammen in eine größere Lernkohorte, und das ist dann im Grunde die Lerngruppe, die im Lernbüro arbeitet. Und dann habe ich auch schon mindestens drei Lehrer plus Hilfskräfte, die diese Kohorte betreuen, also durchgehend ein Teamteaching. Das würde ich immer empfehlen – das ist allerdings auch an eine räumliche Neukonzeption gebunden.

Was man noch braucht, ist ein sehr klares Konzept für die Schüler mit Förderbedarf. Schon bei der Einschulung muss die Schulleitung sehen: Welche Förderbedarfe passen in das Spektrum unserer Schule? Man will niemanden ausschließen, aber es macht auch keinen Sinn, in einen Jahrgang gleich fünf Autisten aufzunehmen, denn da ist man mit einem schon sehr gefordert. Und wichtig ist auch zu schauen, dass man bestimmte Schwerpunkte hat. Zum Beispiel bei Hörschädigung und Gebärdensprache macht es keinen Sinn, nur einen Schüler zu nehmen, sondern da muss man mehrere nehmen, die dann gemeinsam in der Gebärdensprache agieren. Eigentlich braucht jede Kommune einen Verbund, wo so etwas beraten wird.

Und noch ein interessanter Punkt für die deutsche Bildungspolitik: International hat man fast in allen Ländern den Schulen eine hohe Eigenverantwortung übertragen. Man hat sie mit beträchtlichen finanziellen Mitteln ausgestattet, die sie verwalten dürfen. Und man hat im Grunde die Schulbürokratie abgeschafft und externe Evaluationen eingeführt. Schweden, überhaupt die skandinavischen Länder, und auch Kanada sind dafür maßgebend. Da habe ich als Schulleitung natürlich ganz andere Möglichkeiten und kann sagen: Okay, was ist die Vision meiner Schule? Und dann kann ich die Ressourcen einsetzen, weil ich darüber frei verfügen kann. Das ist für die deutsche Bürokratie ein unfassbares Phänomen. Allein die Abschaffung der Schulbürokratie würde ja so viele Stellen ins System bringen – da können wir die Klassen deutlich verkleinern.

Öffnung der Schule?

K. REICH: Die Öffnung der Schule in die Lebenswelt hat Deutschland leider verpasst. Das ist international viel üblicher. Wir verpassen das, weil wir wahnsinnig viel Stoff in die Pipeline Schule stopfen. Und die Stofffülle verhindert letztlich die Freiheitsgrade, sich auch nach außen zu wenden, an das „wirkliche Leben“. Die große Stoffmenge zwingt die Lehrer zu „one size fits all“. Man hat ja gar nicht mehr Zeit, differenziert vorzugehen. Vielmehr geht es um die Legitimation, dass die geforderte Stoffmenge präsentiert wurde. Und das geht fast nur, wenn dies für alle gleich beziehungsweise gleichzeitig erfolgt. Riesige Wissensmengen werden transportiert und trivialisiert. Und man fragt sich: Wo ist der Anwendungsbezug?

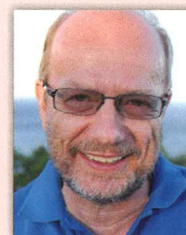
Die Lernforschung kommt da zu anderen Ergebnissen: Nur mit Beschleunigung lernen wir

nicht besser. Fehlt Wiederholung, lernen wir gar nicht. Fehlt Anwendung, bleibt Lernen flach und oberflächlich und kann später kaum angewandt werden. Wenn wir das ernst nähmen, müssten wir unser System umstellen auf „Learning by Doing“. Nur durch das Tun, durch das Anwenden, durch das vielfältige Verankern im Gehirn, durch wirkliche Transfers in eine Praxis lernen wir effektiv. Ich sehe die deutsche Schule als eine Art Parallelgesellschaft, weil sie im weltweiten Vergleich viel zu stofflastig ist. Wir sehen das vor allem in der Oberstufe: Wenn Absolventen dann als Studierende in den Bachelorstudiengang kommen, dann ist vieles aus dem Studium schon in der Schule behandelt worden. Das kann es ja eigentlich nicht sein. Im Grunde versucht man ein Abitur mit einer wahnsinnigen Stoffmenge hochzuhalten und erzeugt große Vergessensraten. Aber die berufliche Vorbereitung oder die Vorbereitung auf das Studium findet viel zu wenig statt. Schule in der Lebenswelt wäre für mich ein sehr großes Anliegen. Und da hat der ländliche Bereich einen Vorteil, er hat nämlich sinkende Schülerzahlen. Mit sinkenden Schülerzahlen gelingt es leichter, Klassenzimmer freizuschaukeln, sodass Sie tatsächlich ein Lernbüro organisieren können. Sie können räumlich Klassen zusammenlegen und Lernzonen schaffen,

sogenannte Lerncluster. Und da gelingt es leichter, durch Aufgabe eines Jahrgangs tatsächlich auch räumlich eine angemessene Situation für das Lernen herzustellen. Das ist der große Vorteil des ländlichen Raums. In Städten sind die Schulen übertoll. Die Überfülle der Klasse ist natürlich auch für die Lehrkräfte und die Schülerinnen und Schüler eine große Belastung.

Noch einmal zur Leistungsbewertung. Welchen Wert messen Unternehmen heute Zeugnissen bei?

K. REICH: Der Trend ist, zumindest bei großen Unternehmen: weg von der Zeugnisbeurteilung, hin zu eigenen Assessment-Centern für potenzielle Auszubildende. Und auch Portfolios werden geschätzt, weil sie zeigen, für welches Thema sich ein Jugendlicher interessiert, wie er es angepackt hat und wo seine individuellen Stärken liegen. Das will ich noch ganz klar sagen: Die differenzierte Beurteilung, wie sie sich in der inklusiven Didaktik entwickelt, ist zu großen Teilen aus der Praxis der beruflichen Bildung entstanden – dort sind Zielentwicklungssysteme und Fördergespräche etabliert. Das sind Instrumente, die sich entwickelt und als positiv bewährt haben. Und die können wir auch in der Schule gut gebrauchen.



Prof. Dr. Kersten Reich ist Professor für Internationale Lehr- und Lernforschung am Institut für Vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften der Universität Köln.

Das Modell der Inklusiven Universitätsschule Köln

Die „Inklusive Universitätsschule Köln“ (IUS) ist eine gemeinsame Initiative der Stadt und der Universität Köln. Ziel ist es, eine innovative Praxisschule für inklusive Erziehung und Bildung zu schaffen. Als städtische Grund- und Gesamtschule Helios wird die IUS schulische und außerschulische Bildung, die universitäre Ausbildung und den umliegenden Stadtteil Köln-Ehrenfeld unter dem Gesichtspunkt der Inklusion miteinander verbinden.

Die Heliosschule ist eine zweizügige Grundschule und vierzügige Gesamtschule, die im Vollbetrieb von circa 1100 bis 1300 Schülern in den Jahrgängen 1 bis 13 besucht werden kann. Es werden alle in NRW anerkannten Schulabschlüsse angeboten, um jedem Schüler die Chance auf einen möglichst hohen Schulabschluss zu eröffnen.

Als Ganztagschule erprobt die Schule neue Öffnungszeiten und Modelle, um die Verbindung zum Stadtteil zu stärken und außerschulische Lernorte im ganzen Quartier in das Konzept zu integrieren. Auf diese Weise soll eine Modellschule für die gesamte Stadtgesellschaft entstehen.

Das im Beltz-Verlag erschienene Buch „Eine inklusive Schule für alle. Das Modell der Inklusiven Universitätsschule Köln“ stellt das Konzept der IUS ausführlich in Theorie und Praxis vor.



Kersten Reich:
Eine inklusive Schule für alle
Das Modell der Inklusiven Universitätsschule Köln
Beltz 2015;
446 S.; € 39,95
ISBN: 978-3-407-25725-3

Weitere Titel zum Thema Inklusion von Kersten Reich

